

GÜTERSLOHER
VERLAGSHAUS





© Carl Brunn

HANS CONRAD ZANDER ist 1937 in Zürich geboren. Er war Mönch im Dominikanerorden, Reporter beim Stern (Träger des Kisch-Preises) und Gastprofessor an der Universität Essen. Bekannt geworden ist er als Autor von WDR und NDR (»Zeitzeichen«) und als Verfasser von Sachbüchern und Satiren zur Geschichte, vor allem zur Religionsgeschichte (»Als die Religion noch nicht langweilig war«). Er lebt als Journalist und Schriftsteller in Köln.

SENECA IM GASOMETER

HÖCHST SONNTÄGLICHE EXERZITIEN

VON HANS CONRAD ZANDER

GÜTERSLOHER VERLAGSHAUS

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <https://portal.dnb.de> abrufbar.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte
Papier EOS liefert Salzer Papier, St. Pölten, Austria.

1. Auflage
Copyright © 2012 by Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes
ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbe-
sondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und
die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlagmotiv: © hpoelker – Fotolia.com
Druck und Einband: Friedrich Pustet GmbH & Co.KG, Regensburg
Printed in Germany
ISBN 978-3-579-06585-4

www.gtvh.de

SÄMTLICHE EXERZITIEN

1 Seneca im Gasometer	8
2 Die Brüste von Babylon	10
3 Bekehrt euch zu Mohammed!	12
4 Göttlicher Witz	14
5 Schöpfung aus dem Nichts	16
6 Gottesliebe, Gottesspott	18
7 Die totale Beerdigung	20
8 Lob der Ladykillers	22
9 Theologie der Rating-Agenturen	24
10 Der heilige Steuerflüchtling	26
11 Voltaire und die Vorurteile	28
12 Wahre Liebe	30
13 Erinnerung an den Zölibat	32
14 Lob der Lüge	34
15 Maskenspiel in Perugia	36
16 Der törichte Jüngling	38
17 Mit oder ohne Fernrohr	40
18 Das Geheimnis des Bösen	42
19 Führers Idylle	44

20	Der Hut von Celebes	46
21	Die Krise der Hostienbäckerei	48
22	Der Krummstab am Abgrund	50
23	Sind Schafe dumm?	52
24	Ratzingers Lustknabe	54
25	Hieronymus im Gehäuse	56
26	Der Heilige und die Hure	58
27	Lob der Familienbande	60
28	Die sieben Stufen der Keuschheit	62
29	Hexenjagden	64
30	Wahrscheinlich Fleisch	66
31	Der letzte glückliche Bischof	68
32	Gott in der Bahnhofstraße	70
33	Warum wir nicht mehr singen	72
34	Das Handy von Einsiedeln	74
35	Theologie des Schweigens	76
36	DJ Hell und der Himmel	78
37	Vanity fair	80
38	Die Revolutionäre Oper	82
39	Schlachtfeld Friedhof	84
40	Höllisches Glück	86

41 Die Angst vor der Unsterblichkeit	88
42 Jesus hatte keine Zeit	90
43 Ich bin Papst	92
44 Ein ganz modernes Wunder	94
45 Suche Gott, aber frage nicht, wo er wohnt	96
46 Was ist der Geist Jesu Christi?	98
47 Huldigung an eine peruanische Analphabetin	100
48 Der Wandersalat	102
49 Die Religion der Zukunft	104
50 O Weisheit von Solothurn	106
51 Dienen und verschwinden	108
52 Groß ist die Zukunft der Religion	110



SENECA IM GASOMETER

Wichtig ist es in der Religion, seinen Glauben von Zeit zu Zeit zu ändern. Bisher habe ich nicht an die Unsterblichkeit der Seele geglaubt. Jetzt glaube ich daran. Stattgefunden hat diese Bekehrung im Gasometer in Oberhausen.

Der Zugang ist grässlich. Durch den Gestank vom schlechten Fett der Wurstbuden und durch das entsprechende Gekreisch viel zu dicker Kinder führt der Weg hinein in die enorme, stillgelegte Gaskuppel. Doch für alles, was Ohr und Nase draussen zu erdulden hatten, wird das Auge im Gasometer drin tausendfach entschädigt. Dies ist vielleicht die schönste Schau, die je in Deutschland zu sehen war. »Sternstunden« heißt sie und zeigt eine Fülle phantastischer astronomischer Farbphotographien. Riesengroß formatierte Bilder sind das, nicht nur von der Sonne und den Planeten, sondern, weit darüber hinaus, hergeholt aus den fernsten Fernen des Alls. Ein unbegrenztes Universum, photographiert in seinen eigenen kosmischen Farben, das Herz und den Verstand maßlos weitend. Vor dem rotglühenden Bild einer eben erst entstehenden Galaxie bekehrte ich mich überwältigt zum Glauben an die Unsterblichkeit der Seele.

Wohl herrscht bei uns so etwas wie eine wortlose, gedankenlose Einhelligkeit im Glauben des Unglaubens: Wenn ich sterbe, ist es aus. Doch warum glauben die vielen, ohne Überlegung, nicht mehr an ein Leben nach dem Tod? Weil sie sich den Ort dafür nicht vorstellen können.

Die Menschen des Mittelalters konnten das. Hoch über allen Sphärenkreisen des geozentrischen Systems hatte der christliche Himmel seinen ptolemäischen Platz. Den hat er verloren. Mit dem astronomischen Ort verloren ging uns der Glaube an des Menschen himmlische Bestimmung.

Warum eigentlich? Der neue Kosmos, den die Bilder in Oberhausen zeigen, ist unvergleichlich weiter und schöner als das enge mittelalterliche All. In diesem grenzenlosen neuen Universum ist Platz für abertausend neue, andere Welten. Ganz physisch. Dass wir sie uns nicht vorstellen können, liegt nicht am mangelnden Fortschritt der Astronomie. Es liegt am erbärmlichen Schwund der religiösen Phantasie.

Mangels christlicher Phantasie kam mir im Gasometer von Oberhausen Seneca, der Heide, in den Sinn: »Bona rerum secundarum optabilia, adversarum mirabilia.« Das heißt ungefähr: »Im Glück erfüllen sich Wünsche, im Unglück geschieht Wunderbares.« Francis Bacon, den dieser rätselhafte Satz schon in den Bann gezogen hat, deutete ihn so, dass der Mensch dafür geschaffen ist, im Unglück über sich selbst hinauszuwachsen, weit über das hinaus, was ihm möglich wäre in den Schalheiten des Glücks.

Das stimmt. Das größte Unglück aber ist der Tod. Vielleicht ist der Gasometer von Oberhausen der richtige Ort, um über Francis Bacon hinauszudenken und Seneca ganz neu zu übersetzen: »Auf dieser Erde lang zu leben, ist, was sich alle wünschen. Doch jene neuen Welten, die der Tod verheißt, sind ungeahnt und staunenswert.«



DIE BRÜSTE VON BABYLON

Heikel sind alle theologischen Themen. Heute aber wollen wir todesmutig das heikelste aller theologischen Themen durchexerzieren. Das ist die Schönheit des weiblichen Leibes. Ist doch, wie Erich Kästner beim Flanieren auf deutschen Straßen schmerzlich auffiel, unter allzu vielen weiblichen Beinen höchstens eines wirklich schön. Über die Mehrheit klagte er: »Sie haben Beton in den Waden«. Ob das nicht ein Versagen des Schöpfers ist, in dessen Macht es doch läge, alle Beine aller Frauen in vollkommener Schönheit zu erschaffen?

Nein. Es ist ja, wie wir wissen, das eigentlich Menschliche, dass der Mensch sich selbst verwirklicht. Und wie es denn kein Mangel, sondern eine Chance ist, dass der Mensch nackt geboren wird, weil eben dies dem Baby ungeahnte Möglichkeiten der Integration in die höhere, die soziale Existenz eröffnet, so ist es gleichfalls nicht Mangel, sondern Chance, dass die Frau durch raffinierte Kleidung jedes schöpfungsbedingte Manko wenden kann zu höchstem ästhetisch-erotischem Reiz. Ihr werdet doch zugeben: Selbst Marlene Dietrichs Beine wurden erst durch ihre Beinkleider vollkommen schön.

Dieser Tage nun war ich im Hause eines evangelischen Pfarrers zum Abendessen eingeladen. Als Entree gab es Kürbis-Suppe mit Thymian. Doch nicht der Kürbis fesselte mein theologisches Auge. Als sich nämlich die Gastgeberin nach vorne neigte, um den Schöpflöffel zu ergreifen,

sah ich durch ihr enormes Décolleté so tief hinab, dass mir schon wieder Erich Kästner in den Sinn kam: »Wenn es Mode wird, die Brust zu färben, oder, falls man die nicht hat, den Bauch« Tatsächlich würde ich meine Hand dafür ins höllische Feuer legen: Der Bauch der Pfarrers-Gattin war violett gefärbt!

Ist das von öffentlichem Interesse? Ja. Was da nämlich zuallerletzt bei den Pfarrersfrauen angekommen ist, beherrscht schon seit Jahren das Straßenbild deutscher Fußgängerzonen: Mit größtem Stolz entblößen abertausend Frauen lauter Busen, die, im Sinne Erich Kästners, durch raffinierte Verkleidung an erotischem Reiz viel dazugewinnen könnten.

War nicht Friedrich Dürrenmatt ein Pfarrers-Sohn? Hatte er nicht den ganzen Kopf voll Theologie, als er »Ein Engel kommt nach Babylon« schrieb? Erinnert euch: Ein Engel Gottes kommt mit einer vollkommen schönen jungen Frau namens Kurrubi in die sittenloseste aller Städte herabgeflogen. Die schöne Kurrubi findet jedoch Aufnahme nur bei einem alten Penner unter der Brücke. Aber allein schon das Gerücht, dass eine junge Frau von vollkommener Schönheit in ihre Stadt eingedrungen sei, bringt die Damen von Babylon alle gegen Kurrubi auf, vor allem die Vorsitzende des Huren-Syndikats. Stolz den Busen entblößend, fordert sie den alten Penner zu einem ästhetischen Urteil heraus: »Habe ich nicht die schönsten Brüste Babylons?« Die Antwort des alten Mannes ist von zeitloser erotischer Bedeutung: »Was haben denn diese Organe mit meiner Kurrubi zu tun?«



BEKEHRT EUCH ZU MOHAMMED!

Mohammed der Prophet saß eines Morgens da, so versunken ins Gebet, dass er nicht merkte, wie seine Katze herzukam und sich neben ihm auf seine Djellaba legte, auf den weiten Ärmel seines arabischen Mantels. Doch dann klopfte ein Diener. Mit der Nachricht, ein Geschäftsfreund sei unerwartet gekommen, warte draussen und wünsche ihn dringend zu sprechen, schreckte er den Propheten aus der Versenkung. Mohammed wollte aufstehen. In diesem Augenblick sah er die Katze.

Auch die Katze öffnete ihre Augen. Aber nur einen Spaltbreit. Dann schloss sie die Augen wieder. Nein, die Katze war nicht bereit, sich durch Mohammeds unwichtige Geschäfte stören zu lassen in ihrer viel wichtigeren Meditation. Einen Augenblick überlegte der Prophet. Dann rief den Diener zurück und bat lächelnd um eine Schere. Vorsichtig schnitt er damit den Ärmel seines Mantels rund um die Katze ab. Dann stand er auf und ging zu seinen Geschäften. Die Katze schien es nicht zu bemerken. Ungestört meditierte sie fort.

So erzählt es die muslimische Legende. Was den christlichen Sinn verblüfft, ist ihre innere Verwandtschaft mit den frühen Legenden um Franz von Assisi. So ist Franziskus mit seinem Bruder Esel umgegangen, so hat er mit dem Wolf von Gubbio gesprochen, so hat er die unablässig zwitschernden Vögel im Wald von Santa Maria degli Angeli gebeten, nun doch endlich einen Augenblick still

zu sein, damit nicht nur sie ihm, sondern auch er ihnen etwas predigen könne.

Für diese Art, mit Tieren umzugehen, hatte der Italiener Franziskus ein französisches Wort. Er nannte es »courtoisie«. In allen Wörterbüchern steht dafür als Übersetzung »Höflichkeit«. Aber courtoisie ist etwas ganz anderes als unsere abgenutzte, fade, im besten Fall cool verlogene Höflichkeit. Dies ist ein Wort aus dem Leben mittelalterlicher Höfe. Courtoisie ist die Höflichkeit der Könige. Bei Franz von Assisi ist sie noch einmal etwas anderes. Bei ihm ist courtoisie Respekt aus Sympathie.

So hat Franziskus auch mit dem Feuer gesprochen, mit dem Wasser, so mit allen Gestirnen am Firmament. Und so mit dem Bruder Tod. Keine gelegentlich aufgesetzte Attitüde ist das, sondern die allerinnerste Hinwendung des religiösen Menschen zur Welt.

Vor allen Dingen ist courtoisie das Gegenteil von jenem Mitleid, das allzu viele im Umgang mit Tieren empfinden. Im Mitleid ist Herablassung. Im Mitleid ist sentimentale Anbiederung. Was Mohammed seiner Katze erwies, ist etwas anderes. Das Gleiche ist es wie bei Franziskus: Respekt aus Sympathie.

Dagegen unser modernes Mitleid mit den Tieren? Es ist nichts anderes als ein süßes Tröpflein Sentiment im bitteren Ozean industrialisierter Gnadenlosigkeit. Als atheistisch hätte Franziskus unseren Umgang mit Tieren empfunden. Mohammed gewiss auch.

Wahrlich wahrlich, ich sage euch: Ihr werdet nicht eingehen ins Himmelreich, wenn ihr euch nicht dazu bekehrt, mit Tieren so umzugehen wie Mohammed der Prophet.



GÖTTLICHER WITZ

Manche Kölner fliehen vor dem Karneval. Ich auch. Aber aus der Stadt fliehe ich nicht. Vor der Banalität und der Barbarei neudeutscher Lustigmacherei fliehe ich, mitten in Köln, in die katholischen Pfarrgemeinden.

Da ist das alte rheinische Milieu noch unter sich. Da, nur da, ist auch der Karneval noch, was er einmal war. Am schönsten aber wird es dort nach Mitternacht. Wenn die alten Kölner Witze ein letztes Mal erzählt werden. O die alten Kölner Witze über Gott und die Religion!

Wie hat sich doch Helmut Thielicke, der evangelische Theologe, über diese Witze geärgert. Höchstens »parachristlich« seien sie. Vorchristlich, quasichristlich also. Diesem katholischen Witz fehle nämlich der Sinn für die »Kleinheit« des Menschen, und somit auch dafür, dass »das Ewige steil über ihm steht.«

Das stimmt. Nicht den geringsten Sinn für die göttliche Transzendenz verrät der alte Kölner Witz, nicht den geringsten Respekt vor Gott selbst. Dies sind vielmehr Späße von einer schelmischen Zutraulichkeit, die selbst die religiöse Ironie der chassidischen Juden übertrifft. So wie Freunde sich manchmal übereinander lustig machen, wenn sie sich herzlich mögen, sich aber auch in ihren Schwächen, aus langer Vertraulichkeit, kennen, so klingt es, wenn die alten Kölner über Gott spotten.

Was ist Gottes Schwäche?

Auf Gott ist kein Verlass. Den Ungläubigen zeigt er

sich nicht. Seine Gläubigen lässt er im Stich. »Tränen sind mein Brot, da sie den ganzen Tag zu mir sagen: Wo ist dein Gott?«, heißt es im 42. Psalm. Doch während dies die andern Gläubigen alle, Juden wie Christen, tief betrübt, belustigt es die Kölner. Sie sind ja selber unzuverlässig. Mit ihrer Unzuverlässigkeit haben sie die Preußen so zur Verzweiflung getrieben wie der biblische Gott seine jüdischen und christlichen Gläubigen. Ihnen, den Kölnern ganz allein, ist ein unzuverlässiger Gott lieber als ein zuverlässiger. Als Komplize in der schelmischen Unzuverlässigkeit gehört er zur kölnischen Familie. Drum haben es fast alle religiösen Witze aus Köln zu tun mit dem unzuverlässigen Gott. Soll ich einen erzählen?

Nach einem langen Leben als Zechbruder und als Pumpgenie kommt Tünnes in den Himmel. Gleich begegnet ihm der liebe Gott. Um gute Umgangsformen bemüht, stellt Tünnes sich vor: »Jestatten Se, Tünnes«. Der liebe Gott seinerseits, genauso höflich, wenn auch etwas knapper: »Leeve Jott«.

Danach, meint Tünnes, sei es auch schon Zeit für das vertrauliche Du. »Leeve Jott«, beginnt er die himmlische Unterhaltung, »ist es eigentlich wahr, dass für dich tausend Jahre sind wie ein Tag?« – »Noch weniger«, antwortet der liebe Gott, »sie sind für mich wie ein Minütchen.«

»Wie viel«, fragt Tünnes weiter, »sind dann für dich eine Million Mark?« – »Och«, antwortet der liebe Gott, »nicht mehr als ein Groschen.« – »Ah«, sagt Tünnes, »dann leih mir jetzt bitte einen Groschen!« – »Gerne«, antwortet der liebe Gott, »warte nur ein Minütchen!«



SCHÖPFUNG AUS DEM NICHTS

Adolf von Harnack war umgezogen. Dass der Möbelwagen voll von Büchern war, konnte nicht verwundern bei ihm, dem großen protestantischen Kirchenhistoriker. Verständlich ist dennoch die Verzweiflung des Dieners, dem die Aufgabe zufiel, das alles auszupacken und in neue Regale zu stellen. Er deutete auf ein paar besonders schwere Kisten mit der Aufschrift »Theologie«. Wohin damit? Adolf von Harnack zögerte nur kurz: »Die Theologie stellen wir zur Belletristik!«

Die Wissenschaft von Gott zur Unterhaltungsliteratur?
Die Kirchengeschichte zu den Romanen?

In Jerusalem habe ich die protestantische Anekdote Schalom Ben Chorin erzählt. Der alte Jude schüttelte den Kopf: »Ich würde die Theologie eher zur Geographie stellen.« Und er wies darauf hin, dass keine Wissenschaft so empirisch über die Religion Aufschluss gibt wie die Geographie. Kommt nicht der eine wahre Gott aus der Wüste? Hat nicht die Vielgötterei in den Dschungeln Indiens am schönsten geblüht?

Als Katholik bin ich in der beneidenswerten Lage, beiden, dem Protestanten Harnack und dem Juden Ben Chorin, rechtgeben zu dürfen. So gewiss wie zur Belletristik gehört die Religion zur Geographie. Allerdings würde ich weder in die Wüste reisen noch in die Dschungel Indiens. Nichts empfehle ich als eine kurze Pilgerfahrt nach Wien.

Dort hat Abraham a Sancta Clara gepredigt. Ihn hat

Friedrich Schiller zum Kapuziner verfremdet, zum Hanswurst auf der Kanzel. Zu Unrecht. So wenig wie Martin Luther war Abraham a Sancta Clara Kapuziner. Augustiner war auch er, auch er ein großer Theologe und fabelhafter Prediger.

Wenn Abraham a Sancta Clara vor dem kaiserlichen Hof predigte, dann stieg er auf die Kanzel, schlug die Bibel auf und legte den Finger auf eine beliebige Stelle. Über diesen Vers, den er vorher nicht kannte, predigte er aus dem Stegreif.

Er predigte so spannend, dass er Neider bekam. Abraham a Sancta Clara, höhnten sie, kenne seinen Bibelvers im Voraus. Um ihn vor dem Kaiser zu blamieren, versteckten sie eines Tages die Bibel.

Wie gewohnt stieg Abraham a Sancta Clara auf die Kanzel. »Hier müsste meine Bibel liegen«, rief er verblüfft. »Doch hier ist nichts! ...

... Aus nichts hat Gott die Welt erschaffen!« Eine volle Stunde predigte Abraham a Sancta Clara aus dem Stegreif über nichts. Und die Kaiserin hing an seinem Munde. Noch nie, sagte Kaiser Leopold danach, sei er so glänzend unterhalten worden.

Schöne Zeit, wo bist du? Kehre wieder, katholische Zeit, in der die Theologie wirklich noch Belletristik war und es in Deutschland keine spannendere Unterhaltung gab als eine Predigt vor dem Kaiser über nichts.

6

GOTTESLIEBE, GOTTESSPOTT

Nichts ärgerte Napoleon so wie ein Gesprächspartner, der ihm an Witz überlegen war. Maßlos geärgert hat er sich über Kardinal Consalvi, den Staatssekretär Papst Pius VII, der 1801 mit ihm das Konkordat verhandelte: Endlich verlor er die Fassung: »Eminence, ist es Ihnen klar, dass ich imstande bin, Ihre Kirche zu zerstören?« – »Sire«, antwortete Kardinal Consalvi, »nicht einmal wir Priester haben das in achtzehn Jahrhunderten fertig gebracht.«

Es ist wichtig zu wissen, dass Kardinal Consalvi ein gläubiger, frommer Diener seiner Kirche war. Und doch wusste er über sie mit der gleichen brillanten Schärfe zu spotten, als wäre er Voltaire. Die Frage ist erlaubt, warum es durch die Jahrhunderte so wenig Christen gegeben hat, die fähig waren zu beidem: leidenschaftlich zu glauben und schonungslos zu spotten.

Vielleicht liegt das an der Ökonomie der religiösen Seele. Wie die Körpersprache eines Beters und eines Spötters, so verschieden sind auch die Gefühle, die Gebet und Spott begleiten – so grundverschieden, dass der Versuch, beidem Raum zu geben im Gemüt, fast jeden überfordert. Will sie dennoch lustig sein, so weicht die christliche Seele aus in die Seichtheiten des »gesunden christlichen Humors«.

Er blüht. Keine Kirchenzeitung mehr ohne – früher undenkbar – lustige Karikaturen. Kein Pfarrblatt mehr ohne Witzecke. Keine Gemeindebücherei mehr ohne ein

Regal mit Lacherfolgen wie »Katholisch und trotzdem gut drauf« oder »Da lacht selbst Petrus«.

Worüber lacht Petrus? »Unser kleiner Franz ist zum ersten Mal in der Kirche. Als sein Blick auf die Kirchenorgeln fällt, bemerkt er keck: ›Tolle Musik aus den Auspuffrohren!« Da weint selbst Petrus. Er weint über die Infantilität, die selbstgefällige Selbstbeschimpfung im »christlichen Humor«.

Die große antiklerikale Satire ist aus starker Bitterkeit über Gott und die Kirche entstanden. Die große religiöse Selbstironie auch. Diese kräftigen Gefühle der Bitterkeit gehören zur religiösen Erwachsenenheit. Wo sie fehlen, da verkommt vor unseren Augen die christliche Gemeinde zur Hüpfburg froher Selbstgefälligkeit.

Seien wir uns darob nicht allzu gram. Der starke Witz über Gott und die Kirche gibt nämlich Zweifeln Raum, die das gläubige Gemüt schwer erträgt, weil solche Zweifel schwer vereinbar sind mit der Liebe zu Gott. Wer trotzdem beides zugleich in sich tragen möchte, Gottesliebe und Gottespott, der braucht eine so weite, starke Seele wie Theresia von Avila.

Eines Tages wurde Theresia im Gebet entrückt bis vor das Angesicht Gottes des Vaters. Bitter beklagte sie sich über die schrecklichen Folterungen, die ihr Freund, Johannes vom Kreuz, im Kirchengefängnis von Toledo erlitten hatte. Da zeigte ihr Gott Vater seinen Sohn am Kreuz: »Schau her, Theresia, so behandle ich meine Freunde.« – »Ach mein Gott«, antwortete die heilige Theresia, »wenn du deine Freunde so behandelst, dann brauchst du dich nicht zu wundern, dass du so wenig Freunde hast.«

7

DIE TOTALE BEERDIGUNG

Alle waren sie gekommen. Die Berufskollegen des Verstorbenen, die Kölner Schrotthändler, frisch gebadet alle und gekämmt. Auch seine Freunde vom Biker-Club, erkennbar an ihren langen Schnäuzern. Natürlich auch die Lebensgefährtinnen der Schrotthändler und der Biker, auffallend elegant in schwarz gestylt. So viele waren gekommen, dass die Trauerhalle sie nicht fassen konnte. Alle aber, die drinnen in der Halle, die davor, lauschten reglos, hingerissen, der Stimme, die aus dem Lautsprecher scholl.

Die Witwe war anspruchsvoll gewesen. Statt des Pfarrers hatte sie einen freischaffenden »Event-Redner« bestellt. Mancher hätte jetzt nichts Besseres erwartet als eine entkernte Kopie kirchlicher Grabreden. Irrtum. Von Christentum, auch von Christentum light, keine Spur. Statt dessen der komplette Wortschatz der political correctness. Aber nicht, wie sonst, vorgetragen im sauren Tonfall pädagogischer Belehrung. Hier predigte ein großes Talent. Ein Abraham a Sancta Clara des 21. Jahrhunderts. Mit meisterhaftem Pathos hob er jeden einzelnen Abschnitt im Leben des Verstorbenen hoch in die politisch korrekte Vergangenheitsbewältigung: »Heinz hat erlebt, wie ein ganzes Volk der Verführung durch ein verbrecherisches Regime erlag.« So fing es an. So musste es anfangen. Doch es endete in der Verklärung: »In seinem Beruf als Schrotthändler hat er die große ökologische Aufgabe einer neuen

Epoche früh erkannt und mitgestaltet. Heinz hat für den Umweltschutz gelebt.«

Dann die lange Prozession von der Trauerhalle zum offenen Grab. Auf einen stummen Wink des Event-Redners trat aus der Tujahecke ein weißhaariges Männlein. Zur Handharmonika begann es sanft zu singen: »Wenn ich so an ming Heimat denke« Die alten Weisen rheinischer Heimatliebe! Zuerst begannen die Lebensgefährtinnen zu schluchzen. Dann heulten die Schrotthändler. Den Biker-Freunden liefen die Tränen in die Schnäuzer.

Es war die totale Beerdigung. Nur ein Begnadeter hatte auf die Idee kommen können, zwei so verschiedene Elemente wie die political correctness und das Heimatlied schöpferisch zu verbinden zum erschütternden Event. Selbst auf den Festen der Kölner Kleingärtner erklingen ja die alten rheinischen Melodien schon lang nicht mehr. Dennoch hat jeder sie noch im Ohr. Eben deshalb vermögen die alte Weisen, Menschen in einem Augenblick der Erinnerung und des Abschieds unwiderstehlich zu rühren. Ähnlich die political correctness. Manche halten sie für genauso überholt und spotten nur noch über sie. Das sind Banausen. Gerade weil im lebendigen Geschehen kaum einer sie mehr hören mag, wird die political correctness die Herzen der Menschen noch lange bewegen. In Augenblicken des Abschieds. In Trauerhallen. Aus dem Munde begnadeter Eventredner. Schenken wird sie uns noch lange, den alten Heimatliedern gleich, die bewegenden Gefühle einer einstmals von allen gesungenen, nun aber trostreich verklingenden Melodie.



LOB DER LADYKILLERS

Kaum getraue ich mich, es zu erzählen. Ich habe DVDs geschenkt bekommen. Und schaue seither immerzu denselben Film an: »Ladykillers« mit Alec Guinness als Gangsterchef. Jeden Abend denselben alten Film, wohl schon an die dreissig Mal. Kein Wunder, dass mich manche scheel mustern. Wenn einer zwanghaft jeden Abend wieder sehen will, wie fünf Gangster sich vereint bemühen, eine ahnungslose Lady zu ermorden, nährt der nicht selber tief in seiner Seele eine gefährlich verdrängte Mordlust gegen unschuldige alte Damen?

Psychoanalytisch klingt das plausibel. Aber es ist nicht wahr. Schliesslich bin ich Stammgast im Kölner Café Wahlen. Das ist jenes Café am Ring, in dem sich die schönsten alten Damen der Stadt ein Stelldichein geben. Da setze ich mich gern dazu. Nicht weil ich alte Kölnerinnen ermorden möchte, sondern weil ich sie mag.

Wo die Psychoanalyse versagt, da schlägt die Stunde der Theologie. Romano Guardini war es, der als Erster darauf hingewiesen hat, dass nirgendwo so viel wiederholt wird wie in der Religion. Vollendet sich nicht die Weisheit des Ostens im endlosen Gleichklang des »Om mane padme hum«? Hat nicht die Frömmigkeit des Westens ihre Erfüllung gefunden im unablässig wiederholten »Du bist gebenedeit unter den Weibern«?

Allerdings klingt Guardinis Erklärung arg medizinisch. Wiederholung, sagt er, ist das innerste Prinzip gesunden

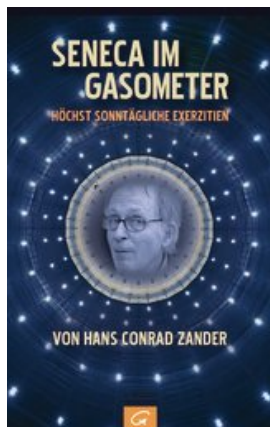
Lebens. Atmen wir nicht im Rhythmus allzeit gleicher Wiederholung? Schlägt nicht unser Herz, sich wiederholend, ewig gleich? Erst dann ist ein Mensch alt und verbraucht, erst dann braucht er einen Herzschrittmacher, wenn er nicht mehr fähig ist zur jugendlich gesunden, selbstverständlichen Wiederholung.

Anders gefragt: Warum sind Pornofilme so langweilig? Weil sie immerzu das Gleiche zeigen? Nein, im Gegenteil: Langweilig sind Pornofilme nur deshalb, weil sie sich krampfhaft und künstlich bemühen, eine Sache zu variieren, die schön nur ist in der allereinfachsten Wiederholung. Gemäß dem unvergesslichen Wort von Marilyn Monroe: »Do it again!«

Ich komme jetzt zu Goethe. Nicht umsonst beginnt das größte Dichtwerk deutscher Sprache mit einer Huldigung an das Prinzip Wiederholung: »Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten!« Stellt euch einen Augenblick vor, Goethe hätte das eine Wörtlein »wieder« ausgelassen. »Ihr naht euch, schwankende Gestalten« ist geistlos, glanzlos und banal. Aus dem »wieder« aber leuchtet Tiefsinn. Im »wieder« beschlossen ist alle Poesie. »Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten« ist genial.

Habt ihr Alec Guinness noch im Ohr? Wie er sich von seinem auserwählten Mordopfer nach der ersten Begegnung verabschiedet? Erzählt er ihr da im Flur noch rasch alles mögliche aufregend Neue? Nein. Wiederholung verheißt er ihr. Er verabschiedet sich von ihr so schön, wie nur ein alter englischer Gentleman sich von einer alten englischen Lady verabschieden kann. Mit einem betörend hingeworfenen »Au revoir!«

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Hans Conrad Zander

Seneca im Gasometer

Höchst sonntägliche Exerzitien

Gebundenes Buch, Pappband, 112 Seiten, 12,5x20

ISBN: 978-3-579-06585-4

Gütersloher Verlagshaus

Erscheinungstermin: August 2012

Dem Geheimnis des Bösen und Gottes Schwäche auf der Spur

In diesen 52 Exerzitien erweist sich Hans Conrad Zander als Meister der wohltemperierten Satire. Er lüftet das Geheimnis des Bösen, erzählt den besten Witz, sucht nach Gottes Schwäche, erläutert anschaulich die Sieben Stufen der Keuschheit, verteidigt die Lüge, begeistert sich für die Revolutionäre Oper von Pjôngjang, begegnet Gott in der Bahnhofstraße von Zürich, fällt ein kennerhaftes Urteil über die Brüste von Babylon. Und sogar beim »Schweigen« findet er das, was in der Satire am wichtigsten ist: den richtigen Ton. Besonders dort, wo andere nur mit Tiefsinn langweilen, nämlich in der Religion, sorgt Hans Conrad Zander für erzählerische Spannung und gedankliche Überraschung.